

Paula Linning
Der Medicus von Notre-Dame



GOLDMANN

Buch

Paris 1179. Der Kreuzritter Pierre de Moulins kehrt nach sieben Jahren im Heiligen Land in seine Heimatstadt zurück. Dort muss er feststellen, dass in seinem Elternhaus mittlerweile Fremde leben und seine Schwester Cécile im Hôtel-Dieu mit dem Tod ringt. Die Versorgung der Kranken in dieser kirchlichen Einrichtung beschränkt sich auf Gebete und Gottvertrauen. Pierre, der mit den Heilmethoden der arabischen Medizin vertraut ist, nimmt seine Schwester gegen den Willen der Nonnen mit, um sie zu pflegen.

Direkt neben dem Hôtel-Dieu befindet sich eine riesige Baustelle. Notre-Dame de Paris soll die schönste und größte Kathedrale der Welt werden. Da Bischof Sully die Arbeiter zur Eile antreibt, kommt es zu Unfällen – und Pierre wird zum Lebensretter. Die Novizin Madeleine ist beeindruckt von seinen Fähigkeiten und will sie im Hospital anwenden. Doch die beiden haben mächtige Feinde, denn die Kirche lehnt Pierres Methoden strikt ab ...

Autorin

Paula Linning ist ein Pseudonym der beiden Autoren Dirk Husemann und Jutta Wieloch. Als Historiker und Wissenschaftsjournalisten graben sie immer wieder spannende Geschichten aus und lassen längst vergangene Epochen lebendig werden. Ihre Bücher werden in mehrere Sprachen übersetzt. »Die Romanfabrik von Paris« war 2020 das »Buch des Jahres« beim WDR.

Paula Linning

Der
MEDICUS
von
NOTRE-
DAME

Historischer Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2026

© 2026 by Paula Linning

© dieser Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagmotiv: © Nicolas Raguenet/Bridgeman Images;

© FinePic®, München

Vignette: © Adobe Stock/Illustrator Sapumal

Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

LS · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49697-6

www.goldmann-verlag.de

Vorbemerkungen

Die in der folgenden Geschichte aufgezeigten Behandlungsmethoden von Kranken sind den Quellen des Mittelalters entnommen. Sie entsprechen dem damaligen Wissensstand und nicht dem der heutigen Zeit.

Die im 12. Jahrhundert übliche Anrede war das »Du«. Mit »Ihr« sprach man nur Menschen der höchsten Stände – wie Fürsten, den Bischof und den König – an.

Die wichtigsten Figuren der Handlung

Die * verweisen auf historische Persönlichkeiten.

* Louis VII., König von Frankreich

* Philippe II. Auguste, sein Sohn

* Maurice de Sully, Bischof von Paris

* Pontius von Cluny, Abt des Benediktinerklosters Cluny in Burgund

Pierre de Moulins, Ritter vom Orden des heiligen Lazarus
Cécile, seine Schwester

Hôtel-Dieu

Béatrice, Oberin

Schwester Hyacinthe

Schwester Aliénor

Schwester Primula

Schwester Marguerite
Schwester Hildeburgis
Madeleine, Novizin
Blanche, Novizin

Meister Gerbert, Bader

Baustelle von Notre-Dame

Robert Montreuil, Handwerksmeister
Jaufré, sein Sohn
Meister Peregrinus, Zimmermann
Simon, Maurer
Guillaume, Maurer

Lager der Feldsiechen

Mahaut, Richeut, Prisca, Ysabeau, Clarisse und Adelaïse
Raoul, Aimery, Tancred, Guy, Landric und Osmond

Godefroy, Pilger

Éloïse und Jacques Lefort, Käufer von Pierres Elternhaus
Hugon und Aymard, Straßenräuber
Raymond de Roc Amadour, Kaufmann

Kreuzfahrer

Gautier du Vivarais
Hugues de Montclair
Éloi le Jeune

Prolog



Anno Domini 1179, südlich von Paris

Der weiteste Weg ist der Weg zu deinem Herzen.

Die Worte seines Vaters hallten in Godefroys Kopf, als er die Hügelkuppe erreichte und über die Landschaft blickte. Er blieb stehen und stützte sich auf seinen Pilgerstab. Die Straße vor ihm zog sich als schlammiges Band durch Felder und Wälder, mit glitzernden Spiegelpfützen darin.

Fünfzehn Meilen war er bestimmt schon gelaufen. Bis nach Jerusalem waren es dreitausend. Godefroy ließ den Kopf auf den Pilgerstab sinken, seine Stirn berührte das entrindete Eichenholz, das dunkel war vom Schweiß seiner Hand. Sein Mut, ohnehin brüchig, zerfiel beim Gedanken an diese Strecke zu Staub. Wie sollte er in seinen ausgetretenen Sandalen so weit kommen?

Natürlich hatte er gewusst, dass er lange unterwegs sein würde, um ins Heilige Land zu kommen, ein Jahr, vielleicht sogar zwei. Aber dass der Marsch von Anfang an einer Tortur gleichkommen würde, hatte er nicht erwartet. Seine Füße schmerzten, er spürte mehr Wunde Stellen als Zehen. Dabei war er erst am Morgen in Paris aufgebrochen.

Er war der Sohn eines Färbers und Mühsal gewohnt,

außerdem war er in seinen siebzehn Lebensjahren schon einige Male die vier Meilen bis zum Hôtel-Dieu gegangen, dem Hospital mitten in der Stadt. In der Kapelle hatte er am Tag seiner größten Verzweiflung ein Gelübde abgelegt. Deshalb war er jetzt hier.

Er richtete sich auf und warf einen Blick zurück. Aus einem Spalt zwischen den Wolken fiel ein Vorhang aus Sonnenlicht auf das frühlingkarge Land und ließ das, was hinter ihm lag, undeutlich erscheinen, wie in Auflösung begriffen. Sein Vater hatte recht: *Der weiteste Weg ist der Weg zu deinem Herzen*. Godefroy legte eine Hand auf seine Brust, spürte das grobe Wollzeug seines Umhangs, murmelte »Im Namen des Herrn« und schritt voran, den Hügel hinab.

Nach einer Weile stach ihn der Schmerz nicht nur in die Füße, sondern auch in den Rücken, sein Gang wurde schleppend. Zu allem Überflus trat er in eine Pfütze. Jetzt war das Leder seiner Sandalen nass und scheuerte an der wunden Haut.

Da hörte er ein Geräusch. Waren das Pferdehufe? Er beschattete die Augen und sah sich um. Kam vielleicht ein Fuhrwerk des Weges, das ihn ein Stück mitnehmen konnte? Es musste ja nicht bis nach Jerusalem fahren, dachte er übermütig, bis zum nächsten Gasthof würde schon genügen. Er fragte sich, ob er sich gleich in der ersten Nacht seiner Pilgerreise eine Herberge leisten sollte, und kam zu dem Schluss, dass er später, wenn er in den italischen Landen und in Griechenland unterwegs sein würde, immer noch unter freiem Himmel nächtigen konnte, denn dort war es gewiss wärmer als hier im Gehölz neben der nassen Land-

straße. Es verlangte ihn nach einem Strohsack, einem Teller Linsensuppe und einem Becher warmer Ziegenmilch.

Godefroy tastete nach seinem Ledergürtel, in den sein Vater fünf Goldmünzen für ihn eingenäht hatte, strich über deren Rundungen, es waren die gesamten Ersparnisse seiner Familie.

Er seufzte. Außer Vogelzwitschern war kein Laut mehr zu vernehmen. Nur er und ein paar Buchfinken, sonst war niemand in dieser verlassenem Gegend unterwegs.

Wolken hatten sich vor die Sonne gedrängt, als er den Rand eines Waldes erreichte. Die Bäume reckten sich im fahlen Mittagslicht des Frühlingstages. Die Straße führte in den Forst hinein, ins dichte Grün von Kiefern und Fichten, dazwischen waren die starren Äste laubloser Buchen zu sehen. Sein Vater hatte ihn ermahnt, einen Bogen um solche Waldungen zu machen. Darin wimmele es von wilden Tieren, auf vier Beinen und auf zweien. *Oui, oui*, der alte Färber hatte gut reden. Sollte Godefroy deshalb einen Umweg von zwei bis drei Stunden in Kauf nehmen? Er schritt voran, die mächtigen Äste der Fichten streckten sich ihm entgegen wie die Arme eines Geistlichen in grünem Messgewand.

Vielleicht, sagte er zu sich selbst, findest du im Wald einen Bach oder eine Felsenquelle. Als Zeichen seines Tattendurstes setzte er den Pilgerstab kräftig auf. Der Schatten der Bäume hüllte ihn ein, und mit einem Mal war es so dunkel, dass es ihm schien, als sei die Nacht hereingebrochen. Es wurde kühler, und der feuchte Waldboden roch nach modrigem Holz, Tannennadeln und Vergänglichkeit. War da ein Gluckern zu hören?

Während er lauschte, fiel ihm auf: In diesem Wald sangen keine Vögel. Draußen hatte er sie noch gehört, die Stimmen der Goldammern, Buchfinken und Zaunkönige, die Flötentöne der Amseln. Nun aber herrschte Stille. Einzig das Schmatzen seiner eigenen Schritte drang an sein Ohr und ließ das Gefühl, allein auf der Welt zu sein, beinahe unerträglich werden. Er ging schneller. Wie weit mochte sich dieser Wald erstrecken?

Da war es wieder: das Geräusch von Hufen auf weichem Boden. Diesmal war er sicher, dass sich ein Reiter näherte, er kam aus der entgegengesetzten Richtung, vielleicht waren es sogar zwei. Friedliche Gesellen wahrscheinlich, so wie er selbst. Kaufleute auf dem Weg nach Paris. Godefroy wischte sich über das Gesicht. Er würde die Fremden grüßen, und sie würden einige Worte am Wegesrand wechseln, so wie es üblich war, über die Zölle, den König, über das Wetter und den Weg, den man nahm.

Oder sollte er besser ...

Mit einem Satz sprang Godefroy zwischen zwei Kiefern und verbarg sich hinter einem Stamm. Dabei ging er in die Knie und presste sich an die Rinde, roch ihr Harz. Ein Käfer krabbelte über die Hand, mit der er den Pilgerstab hielt. Die Hufe klopften jetzt so laut wie sein Herz. Es war ein einzelnes Pferd. Godefroy hielt den Atem an, als der Reiter an seinem Versteck vorüberkam. Der Tritt des Tieres klang fest und gedämpft, wie bei einem Arbeitspferd – oder einem Schlachtross. War der Mann vielleicht ein Ritter? Dann hätte Godefroy bestimmt nichts zu befürchten. Gerade als er einen Blick riskieren wollte, hielt der Reiter

an. Das Leder des Sattels knarrte, das Pferd schnaubte, das Zaumzeug rasselte. Godefroy meinte, ein Vibrieren in der Luft zu spüren. Hatte der Fremde ihn bemerkt? Weshalb ritt er denn nicht weiter?

»Warum verbirgst du dich?« Die Stimme des Reiters klang rau.

Godefroy zog den Kopf zwischen die Schultern, um sich noch kleiner zu machen. Wie hatte der andere ihn gesehen? Er war doch vollständig hinter den Bäumen verborgen.

»Ich werde warten, bis du dich zu erkennen gibst«, kam es vom Weg her.

Der Käfer, der Godefroy über die Hand gekrabbelt war, verschwand in einem Spalt. Godefroy beneidete ihn.

Das Klirren, das er als Nächstes hörte, war das eines Steigbügels, gefolgt von einem dumpfen Laut. Schritte näherten sich. Godefroy hielt es nicht länger aus. Er spähte um den Baumstamm herum, sein Blick fiel auf eine hochgewachsene Gestalt in zerlumpten Kleidern. Der Fremde hielt ein Schwert in der Hand und kam geradewegs auf ihn zu.

Diesmal musste Godefroy nicht lange überlegen, seine Füße übernahmen das Kommando. Er rannte los, tiefer in den Wald hinein, weg von dem Unhold. Die Schmerzen waren vergessen, und für einen absurden Moment dachte Godefroy, dass er auf diese Weise in Windeseile bis nach Jerusalem laufen könnte.

Mit wild pochendem Herzen stürmte er durch das Unterholz, setzte über Brombeerranken, sprang über Wurzeln. Seine Sandalen sanken ins feuchte Moos ein. Er hörte

den Reiter rufen, verstand aber die Worte nicht. Er rannte, rannte, rannte. Die Umrise der Bäume verzerrten sich. Geschickt duckte sich Godefroy unter einem Ast hindurch. In einiger Entfernung sah er einen Lichtschein. Er riskierte einen Blick über die Schulter, aber im Schatten der Bäume konnte er seinen Verfolger nicht sehen. Er bog nach links ab, dem Schein entgegen. Ein Licht in der Finsternis – das musste ein Zeichen Gottes sein.

Das Licht wurde größer, es flackerte, es knisterte, Stimmen waren zu hören. Im nächsten Moment platzte Godefroy aus dem Dickicht und fand sich auf einer Lichtung wieder. Sie war klein, von Buchen umstanden, in der Mitte loderte ein offenes Feuer. Auf einem Baumstamm vor den Flammen hockten zwei Männer. Als sie Godefroy sahen, sprangen sie auf.

»Der Herr sei mit euch«, rief er und hob die Hände, um seine friedlichen Absichten zu bekunden. »Ich bin Pilger. Ihr müsst ...«, er rang nach Luft, »... ihr müsst mir helfen. Ein Bandit ist hinter mir her.« Mit zitternder Hand deutete er dorthin, wo er hergekommen war.

»Ich geh mal nachsehen«, sagte einer der Männer, ein breiter Kerl in einem abgenutzten Kettenhemd. Es war rostig und voller Löcher. Der Mann ging einige Schritte in den Wald hinein, kehrte aber rasch zurück und schüttelte den Kopf. Dabei fielen ihm seine dunklen Haare in strähnigen Locken über die Stirn. »Da ist niemand.«

»Aber er hat mich verfolgt«, beteuerte Godefroy. »Ein Reiter. Mit einem Schwert.« Er keuchte und stützte sich auf den Pilgerstab, sein Atem wollte sich nicht beruhigen.

»Du bist Pilger, sagst du?«

»Ich bin auf dem Weg nach Jerusalem. Kann ich mich ein wenig bei euch ausruhen? Vielleicht könnt ihr etwas zu essen erübrigen? Ich bezahle natürlich.«

Der Kleine sah Godefroy prüfend an, dann grinste er. Gelbliche Stummelzähne wurden sichtbar. »Wenn du wirklich ein Pilger bist, dann schickt dich der Himmel.«

Der Kerl in der Rüstung lachte.

Erst jetzt sah Godefroy die Waffen. Dem Kleineren steckte eine Axt mit kurzem Schaft im Gürtel, der andere hatte einen Dolch in der Hand. Mit der Spitze deutete er auf Godefroy. »Wie viel hast du dabei?«

In diesem Augenblick wurde Godefroy klar, dass er einen Fehler begangen hatte. »Fünf Sol Silbermünzen«, brachte er hervor.

Der mit dem Kettenhemd hob in gespielterm Erstaunen die Augenbrauen. »Mit fünf Sol willst du nach Jerusalem?«

»Du bist entweder ein Zauberer oder ein Lügner«, ergänzte der Kleine.

»Genug der Worte.« Das Kettenhemd rasselte, als sich sein Träger Godefroy näherte. »Gib das Geld her, oder ich suche mit dem Messer danach.«

Godefroys Glauben löste sich in Luft auf. Wie konnte er schon am ersten Tag seiner Wallfahrt in so viele Schwierigkeiten geraten? Erst wurde er von einem Banditen verfolgt, dann von zwei Wegelagerern ausgeraubt. Was kam als Nächstes? Würde ein Blitz ihn in einen Haufen Asche verwandeln? Gott hatte offenbar etwas dagegen, dass Godefroy, der Färbersonn, sein Ziel erreichte.

»Dem hat es die Sprache verschlagen«, sagte der mit der Axt. »Schneid ihm den Gürtel ab, Aymard, darin nähen sie immer ihre Münzen ein.«

Aymard schien es nicht der Mühe wert zu befinden, nur den Gürtel aufzutrennen. Er schlug mit dem Dolch nach Godefroy und hätte ihm den Bauch aufgeschlitzt, wäre er nicht zur Seite gesprungen.

»Halt ihn fest, Hugon«, befahl Aymard seinem Kumpan.

Godefroy lief los, zurück zum Wald. Er spürte einen Ruck, als einer seiner Verfolger seine Kapuze packte. Sein Hals wurde eingeschnürt, aber er konnte sich losreißen. Im nächsten Moment prallte er gegen einen Baum und schlug der Länge nach hin. Als er sich aufrappeln wollte, stellte er fest, dass er gar nicht gegen einen Baum gelaufen war. Über ihm ragte ein Mann auf, es war derjenige, der ihn durch den Wald gehetzt hatte, der Kerl hielt noch immer das blanke Schwert in der Rechten.

»Packt euch und lasst den Jungen gehen«, rief der Fremde den Gaunern zu. Seine Stimme hörte sich brüchig an, so wie die eines Menschen, der längere Zeit nicht gesprochen hatte. Godefroy starrte ihn an. Von unten besehen, schien er ein Riese zu sein. Er war hager und in einen Wollmantel gehüllt, dessen Farbe zu einem schmutzigen Grau verkommen war. An den Ärmeln war der Stoff aufgerissen und hing in Fäden herab. Ähnlich stand es mit seinem dunklen Kopfhaar, das lang und zerzaust war. Ein dichter Bart bedeckte seine Wangen.

»Du willst ihn wohl für dich selbst.« Aymard schwang den Dolch gegen den Mann. Der stieg über Godefroy hin-

weg, parierte mit dem Schwert und stieß dem Angreifer mit der freien Hand gegen die Brust. Aymard taumelte zurück.

Vom Boden aus beobachtete Godefroy, wie Hugon, der Kleinere, die Axt aus dem Gürtel zog und ausholte, um sie zu werfen. »Vorsicht!«, rief er. Die Axt wirbelte durch die Luft. Der Fremde drehte den Kopf zur Seite und wich dem Geschoss aus. Die Bewegung war präzise und geschmeidig.

»Verschwindet!« Jetzt hob er die Stimme, senkte aber die Klinge. Warum ging er nicht auf die beiden Kerle los? Der eine hatte keine Waffe mehr, der andere fuchtelte mit einem winzigen Dolch herum – das waren keine Gegner für einen Mann mit einem Schwert.

Aymard und Hugon sahen das wohl anders. Die beiden versuchten, ihren Widersacher von zwei Seiten anzugreifen. Als sie auf ihn zustürmten, schlug er Aymard mit der Breitseite des Schwerts gegen den Kopf. Hugon packte er mit der freien Hand am Rock, hob ihn hoch und warf ihn zu Boden.

Godefroy wagte nicht, sich zu rühren. Dort, wo er lag, schien er unsichtbar zu sein, unbedeutend wie der Käfer, den er vorhin gesehen hatte. Er zerdrückte Erdreich zwischen den Fäusten und versuchte zu beten, konnte aber keinen klaren Gedanken fassen.

Die beiden Gauner ließen sich immer noch nicht von ihrem Gegner einschüchtern. Erneut stellten sie sich zum Angriff auf, gaben sich Zeichen und schlichen im Bogen um ihn herum.

Dreimal stach Aymard mit dem Dolch zu, traf aber jedes Mal nur die Luft. Dann gab er auf. »Bleib, wo du bist«,

rief er dem Fremden zu. »Wir lassen dich in Ruhe.« Er lief weg, in den Wald hinein, verfiel sich in einer Brombeer- ranke, riss sich los und preschte davon.

»Aymard! Was ...? Da fress ich doch des Satans schwarze Eier!« Der kleinere Gauner schaute zu dem schaukelnden Gesträuch hinüber, in dem sein Kumpan verschwunden war. Dann eilte er ihm nach.

Einige Augenblicke lang beobachtete der Fremde den Wald. Als die Schritte der Schurken und Hugons Flüche leiser wurden, streckte er eine Hand aus und half Godefroy hoch.

Godefroy kam auf die Beine, taumelte und stocherte Halt suchend mit seinem Pilgerstab herum. Er fühlte sich wie ein Blatt im Sturm, umhergewirbelt von Kräften, die er nicht verstand.

»Alles in Ordnung?« Der Fremde musterte ihn.

Godefroy nickte, fing sich. »Ich danke dir, Herr. Gott segne dich. Du hast mir das Leben gerettet, diese beiden hätten mich aufgeschlitzt und meine Münzen genommen. Aber du hast sie das Fürchten gelehrt.«

»Ebenso wie dich. Du bist ihnen in die Arme gelaufen, weil du vor mir weggerannt bist.« Der Mann schaute zu der Stelle, an der die Strauchdiebe im Wald verschwunden waren, und dann wieder zu Godefroy. »Fürchtest du dich immer noch vor mir?«

»Warum sollte ich? Du hast mir geholfen.« Trotzdem war es Godefroy mulmig zumute, verstohlen blickte er auf das Schwert in der Hand des Fremden.

Im Blick des Mannes blitzte etwas auf, doch er wandte

sich wortlos ab und ließ einen Pfiff ertönen. Kurz darauf trabte ein Pferd aus dem Wald heran, ein Apfelschimmel. Das Tier war ebenso ausgemergelt wie sein Besitzer, hatte aber wie dieser etwas Würdevolles an sich. Als es herangekommen war, warf es schnaubend den Kopf hin und her. Der Fremde klopfte seinen Hals. »Alles in Ordnung, Bouffon.« Er griff die Zügel, führte das Pferd auf die Lichtung, in Richtung des Feuers, und gab Godefroy mit einem Kopfnicken zu verstehen, ihm zu folgen.

Sie ließen sich auf dem Baumstamm nieder, auf dem zuvor die Wegelagerer gesessen hatten. Aus der Nähe betrachtet sah der Mann jünger aus, als seine zerlumppte Erscheinung hatte vermuten lassen, er mochte das fünfundzwanzigste Lebensjahr noch nicht weit überschritten haben. Das Pferd graste zwischen den Bäumen.

»Wie ist dein Name?«, fragte der Mann, während er den Proviant untersuchte, den die Wegelagerer am Feuer zurückgelassen hatten.

»Godefroy.«

Er nickte und nahm eine lederne Feldflasche auf, roch daran. »Pierre«, sagte er, nahm einen Schluck und reichte die Flasche an Godefroy weiter. »Was sucht ein junger Bursche wie du allein an diesem Ort?«

»Ich bin auf dem Weg ins Heilige Land.« Godefroy trank und schmeckte wässrigen Wein.

»Eine Wallfahrt nach Jerusalem? Dann liegt ein weiter Weg vor dir, Pilger.« Der Mann namens Pierre sah an Godefroy herab. »Bist du sicher, dass du ihn auf dich nehmen willst?«

Godefroy setzte sich gerade hin. »Ich habe ein Gelübde abgelegt«, verkündete er und gab Pierre die Flasche zurück. »Gott hat meine Mutter von einer schweren Krankheit genesen lassen, deshalb habe ich geschworen, Kreuzfahrer zu werden.«

Ein Ausdruck von Melancholie überzog Pierres Miene. »So glaubst du, keine Wahl zu haben. Das verstehe ich, denn einst dachte ich auch so, wenn auch aus einem anderen Grund.« Aus einem Stoffsack holte er ein Stück Brot hervor und teilte es. Erst jetzt spürte Godefroy, wie hungrig er war. Seit dem Morgen hatte er nichts zu sich genommen, und inzwischen war die Mittagszeit beinahe vorüber. Kauend starrten die Männer ins Feuer.

»Warum hast du mir geholfen?«, wollte Godefroy wissen.

Pierre schlug den Mantel zurück. Darunter trug er ein schmutziges Wams mit einer verblichenen Stickerei. Auf Godefroys fragenden Blick sagte er: »Ich trage das grüne Kreuz.«

Das grüne Kreuz? Godefroy kannte das Kreuz der Tempeler, er war sogar schon mal am Sitz des Ordens in der Pariser Nordstadt gewesen, als der Großmeister seinem Vater einen Auftrag über das Färben von zweihundert Stoffkreuzen erteilt hatte. Die hatten dieselbe Form und Größe, aber sie waren rot. Von einem grünen Kreuz hatte er noch nie gehört.

»Es ist das Zeichen der Lazariter«, erklärte Pierre. »Das ist ein Orden im Heiligen Land. Wir haben ebenfalls ein Gelübde abgelegt. Wir helfen denen, die von niemand anderem etwas zu erwarten haben.«

Das Heilige Land! Godefroys Augenbrauen rutschten hoch auf seine Stirn. »Du bist ein Kreuzritter?« Ein Gefühl der Munterkeit durchströmte ihn. Endlich wurde er für seine Mühen belohnt! Gott hatte ihm ein Zeichen gesandt. »Dann kannst du mir Rat für meine Reise geben«, rief er aus. »Vielleicht kann ich deinem Orden beitreten.«

Pierre schüttelte den Kopf. Vom Feuer her zogen Rauchschwaden über sein Gesicht. »Die Lazariter nehmen nur Aussätzige auf.«

Godefroys Mund klappte auf.

»In den Kreuzfahrerstaaten werden Menschen, die von der Lepra geplagt sind, von der Gemeinschaft ausgeschlossen, genau wie hier. Die Leprakranken müssen außerhalb der Stadtmauern leben.« Pierre griff sich einen Ast vom Rand des Feuers und stocherte darin herum, grelle Flammen verzehrten den Rauch. »Im Streit gegen die Sarazenen sind die Kreuzritter jedoch unentbehrlich, sie verfügen über kostbare Rüstungen und Waffen, Kampfgeist und strategisches Wissen. Also haben leprakranke Kreuzritter einen Orden gegründet, um ihren Dienst an Gott vollenden zu können. Man lässt sie weiterkämpfen. Nur eben nicht an der Seite ihrer gesunden Brüder, sondern als Lazariter.« Er strich über sein Wams mit dem verblichenen grünen Kreuz.

Godefroy schaute auf die Hand des Kreuzfahrers, dann auf seine eigene, jene, die der Lazariter angefasst hatte, als er ihm aufgeholfen hatte. Er wischte sie an seinem Kittel ab.

»Du brauchst dich nicht zu fürchten«, sagte Pierre. »Ich bin geheilt.« Er strich das dunkle Haar zurück. Da, wo der

Bart bis hoch zum Jochbein wuchs, war eine Narbe zu erkennen.

Der Kerl musste verrückt sein. »Es gibt keine Heilung von der Lepra«, sagte Godefroy.

»Sei unbesorgt.« Der Kreuzfahrer lächelte.

Godefroy dachte an die Flasche, aus der sie gemeinsam getrunken hatten.

»Du hast nach Ratschlägen gefragt«, sagte der Kreuzritter. »Da gibt es etwas: Du musst lernen, Leichtgläubigkeit und Misstrauen besser zu verteilen. Außerdem sind die Münzen in deinem Gürtel nicht besonders gut aufgehoben. Dieser Trick war schon alt, als die Römer Paris gründeten. Du solltest dir etwas anderes überlegen.«

»Und was?« Godefroy ließ sich darauf ein, das Thema zu wechseln, die Neugier war stärker als die Angst. Ihm war klar geworden, dass er sich dem Schicksal überlassen musste, nur so würde er vorankommen. »Ich kann die Goldstücke wohl kaum in meinen Sandalen verbergen.«

Pierre schwieg.

»*Là tu le vois!*«, frohlockte Godefroy. »Darauf weißt du nun keine Antwort. Wie hast du es denn gemacht? Du bist doch bestimmt nicht ohne Geld losgezogen.«

»Ich hatte das hier.« Der Kreuzritter hob sein Schwert. Der melancholische Ausdruck kehrte in sein Gesicht zurück, als er es eine Zeit lang betrachtete. Dann hielt er es Godefroy hin. »Nimm es. Wo du hingehst, hast du mehr Verwendung dafür als ich.«

»Aber ...«

»Versprich mir, es nicht zu verkaufen.«

»Aber was soll ich damit? Mit einer Waffe kann ich nicht umgehen. Ich bin der Sohn eines Färbers.«

»Du wirst es schon lernen. Bis du in Jerusalem bist, wirst du den ein oder anderen Streich geführt haben. Wichtiger ist, dass es dich vor Ärger bewahren kann, einfach nur, weil du es an deinem Gürtel trägst. Es ist ein gutes Schwert, das erkennt jeder, und vielleicht wird manch einer deshalb einen Bogen um dich machen. Du darfst es dir nur nicht abnehmen lassen.«

Wie oft wollte Gott ihn an diesem Tag noch prüfen? Langsam streckte Godefroy die Hand aus und schloss die Finger um das Heft des Schwertes. Als Pierre losließ, sackte Godefroys Arm nach unten. Er schnaufte.

»Es ist schwer«, sagte Pierre. »Und weil es schwer ist, wird es dich kräftiger machen. Du hast es nötig.«

Godefroy hob die Klinge. Er brauchte beide Hände. Die Waffe fühlte sich fremd an zwischen seinen von der Färberlauge aufgeweichten Fingern. Wenn sie tatsächlich im Heiligen Land gewesen war, so sah man es ihr nicht an. Sie war geschliffen, mit Öltuch glänzend gerieben, der Schein der Flammen lief in silbernen Wellen darüber. Am Übergang zur Parierstange zeichnete sich eine zarte Gravur ab, ein verschlungenes Muster aus Ranken und Kreuzen, das vom christlichen Glauben zeugte und von der Verbundenheit mit der natürlichen Welt. Die Parierstange selbst war schlicht, aber robust, horizontal ausgebreitet wie die Flügel eines Adlers. Der Griff war mit Leder umwickelt, das vom Schweiß dunkel geworden war wie das Holz an Godefroys Pilgerstab, straff und sorgfältig vernäht fühlte es sich fest an

und doch geschmeidig. Am Ende des Griiffs balancierte ein Knauf aus poliertem Eisen die Waffe aus. Godefroys Herz klopfte schneller, als sich seine Finger fester darum schlossen. Diese Klinge war mehr als nur eine Waffe. Sie war ein Versprechen.

»Mit jedem Schritt, den du auf der Reise gehst, wird der Glaube in deinem Herzen schwinden und die Last der Welt schwerer auf deine Schultern drücken. Achte immer darauf, dass deine Seelenstärke im Einklang bleibt. Dann bist du schneller am Ziel, als du es dir vorstellen kannst.«

Godefroy fühlte sich an die Worte seines Vaters erinnert. Er nickte. »Aber was wirst du ohne deine Waffe tun?«

Pierre piff nach seinem Pferd und erhob sich. »Frieden finden.«

Kapitel 1



Anno Domini 1179, kurz vor Paris

Pierre trieb Bouffon mit einem Pfiff an. Der Hengst holte mit seinen langen Beinen aus, seine silbergraue Mähne wogte. Wasser spritzte aus Pfützen bis an Pierres Hose. Immer geradeaus folgten sie dem von Füßen, Hufen und Rädern gezeichneten Pfad. Seit er dem Pilger das Schwert überlassen hatte, spürte Pierre Erleichterung in sich aufsteigen und eine Ungeduld, die kaum noch zu zügeln war. Endlich Paris! Endlich zu Hause!

Nach einer Weile ließ er den Apfelschimmel in einen leichten Trab fallen, klopfte gegen den Hals des Tieres und ließ die Hand auf der Narbe ruhen. »Bald sind wir daheim. Dann bekommst du so viel Heu und Hafer, wie du fressen kannst, und musst nie wieder einen Reiter in Rüstung tragen. Das verspreche ich.«

Die Wolkendecke riss auf und ließ die reifen Sonnenstrahlen des Nachmittags durch. Die Wärme fühlte sich gut an auf der Haut, sogar dort, wo die Lepra ihre Spuren hinterlassen hatte. Die Krankheit hatte Pierres linke Wange bis zur Stirn hinauf gefühllos werden lassen, aber jetzt meinte er, ein Kribbeln unter dem Bart zu spüren.

Bouffon schnaubte und schüttelte den Kopf, sein Zaumzeug klingelte. Pierre strich dem Hengst über die struppige Mähne. »Warte nur! Ein bisschen Mandelöl, und die schönsten Stuten von Paris werden dich beschnuppern wollen.«

Wieder schüttelte Bouffon den Kopf, der Hengst schien etwas zu wittern. Da bemerkte Pierre es auch. Rauch lag in der Luft, wurde mit jedem Schritt stärker und legte sich scharf auf die Zunge. In einiger Entfernung stiegen Rauchfahnen in den Nachmittagshimmel.

Bouffon tänzelte unruhig, und Pierre spürte Beklommenheit in sich aufsteigen. Rauch bedeutete Feuer und Feuer Verheerung. Wie oft hatte er in den vergangenen Jahren Brände gerochen, wie oft das Sirren von Pfeilen gehört, das Scheppern von Rüstungen, die Schreie sterbender Männer und Frauen unter dem Brüllen von Flammen, die so heiß waren, dass sie Stein schmolzen?

Unwillkürlich griff er hinter sich und berührte die Wolldecke, in die das Schwert eingedreht gewesen war. Godofroy hatte bessere Verwendung dafür. Der junge Pilger reiste ohne Schutz und Erfahrung, und das Schwert mochte ihm gute Dienste leisten. Überdies hatte Pierre ohnehin nicht vor, jemals wieder eine Klinge zu führen. Mochte die Waffe ins Heilige Land zurückkehren, dorthin, wo sie Blut getrunken hatte, und für immer dortbleiben.

Pierre ritt einen Hügel hinauf, dahinter erstreckte sich eine Ansammlung von Gehöften. Die Rauchfahnen stiegen aus Schornsteinen auf. Diese Feuer brannten nicht, um zu zerstören, sondern um Wärme zu spenden. Was da vor ihm lag, mussten die südlichen Ausläufer von Paris sein.

Er trieb Bouffon an. »Nur noch ein bisschen weiter«, sagte er mehr zu sich selbst. Rechts und links der Landstraße zeigten sich Gebäude, Pierre erkannte die Rauchhäuser der Landbevölkerung, niedrige Holzbauten mit strohgedeckten Dächern. Die Luft in einem solchen Haus war so schlecht, dass man die Bewohner an ihrem trockenen Husten erkennen konnte. Zwischen den Höfen erstreckten sich dunkelgraue Felder und eingezäunte Weiden, auf die der Frühling Farbe getupft hatte. Die Luft war erfüllt vom Blöken der Schafe, vom Brüllen der Rinder und von Hundegebell. Auf einem nahen Feld waren ein halbes Dutzend Männer und Frauen damit beschäftigt, die schwere Erde für die Aussaat vorzubereiten. Diese Menschen führten ein Leben in harter Arbeit, aber immerhin auch eines in Sicherheit. Niemand musste fürchten, dass unversehens eine Horde Reiter erschien und alles niedermähte, was die Leute zum Leben brauchten.

Pierre überholte ein knarrendes Fuhrwerk. Weiter voraus trieb ein Bauer ein paar Ziegen vor sich her. Auf dem Weg von Outremer, den Kreuzfahrerstaaten jenseits des Meeres, hatte Pierre sich oft gefragt, ob er seine Heimat überhaupt wiedererkennen werde – und sie ihn. Sieben Jahre waren eine lange Zeit.

Da tauchte etwas vor ihm auf, dessen Anblick ihn überwältigte. Die Straße führte auf den Petit Pont zu, die kleinere der beiden Pariser Brücken über die Seine. Er war am Ziel! Davor erhob sich das Tor- und Zollhaus, und Pierre stellte erstaunt fest, dass sich das bullige Gebäude kaum verändert hatte, nicht mal die Steine waren dunkler geworden.

»Gott grüße dich!« Die Stimme des Wachmanns klang verschnupft. Pierre ließ Bouffon anhalten und schwang sich aus dem Sattel, er wollte nicht von oben herab mit dem Mann sprechen.

Der Wachtposten trug ein blaues Wams, darunter lugten Beinlinge hervor, die in nassen Strümpfen endeten. Er hielt eine Lanze in der Hand und schaute Pierre aus müden Augen an. »Wer bist du, und was willst du in der Stadt?«, näselte er.

»Mein Name ist Pierre de Moulins. Ich kehre aus dem Heiligen Land zu meiner Familie zurück. Ich führe keinerlei Waren mit mir und trage keine Waffen.« Früher waren das die Worte, die so gut wie jedem den Zutritt zur Île de la Cité, der Stadtinsel von Paris, ermöglicht hätten. Aber die Zeiten schienen sich geändert zu haben.

Der Wachtposten rief einen Kollegen aus dem Tor- und Zollhaus und wies ihn an, sich um die Ankömmlinge zu kümmern, die nach Pierre eintrafen. Dann musterte er Bouffon und das hinter dem Sattel verschnürte Gepäck.

»Was hast du da drin?« Er deutete auf die Gepäckrolle, daraus ragte das Leder einer Tasche hervor.

Pierre langte hinüber und zog einen der Folianten heraus. »Bücher«, sagte er. »Vier Exemplare.«

Der Posten griff danach, doch Pierre zog den Band weg, außer Reichweite der schmutzigen Finger. »Sie sind ausgesprochen kostbar und empfindlich«, platzte es aus ihm heraus. Im selben Moment schalt er sich einen Narren.

»Kostbar?«, fragte der Zöllner. »Dann willst du sie verkaufen?«

»Ihr Wert ist nur für denjenigen hoch, der sie zu lesen weiß und mit dem Inhalt vertraut ist.« An der Miene des Mannes erkannte Pierre, dass der Wachtposten damit nicht viel anzufangen wusste.

»Wie viel verdienst du damit?«, versuchte es der Zöllner erneut.

Pierre spürte Hitze in seinen Eingeweiden. Wurde er tatsächlich auf den letzten Metern aufgehalten? »Hörst du nicht? Ich will die Bücher nicht verkaufen. Sie sind mein kostbarster Besitz und nur für mich von Wert.« Ungeduldig fuhr er fort: »Meine Familie gehört zum niederen Adel. Du kennst sie vielleicht. Alfonse de Moulins ist mein Vater. Und jetzt lass mich durch.«

»Wer soll das sein?« Der Mann zog die Nase hoch.

»Alfonse de Moulins ist Mitglied im Rat der Stadt, ein einflussreicher Mann. Jeder in Paris kennt ihn.« Jedenfalls, dachte Pierre bei sich, war das vor sieben Jahren so.

»Hast du etwas, das dich als denjenigen ausweist, der du vorgibst zu sein?« Der Wächter kratzte sich über das Kinn. »Einen Siegelring vielleicht?«

Pierre schüttelte den Kopf. Alles, was er von Paris ins Heilige Land gebracht hatte, war zu Asche verbrannt, gestohlen, oder er hatte es weggegeben. Er warf einen sehnsüchtigen Blick durch das Tor. Dahinter war der Fluss zu sehen, darüber der Petit Pont, und jenseits der Brücke das Ufer der Île. Es waren nur noch wenige Schritte bis nach Hause.

»Ich lasse die Bücher hier, wenn du mich dafür passieren lässt. Noch heute kehre ich mit meinem Vater zurück,

er wird mich als denjenigen ausweisen, der ich bin. Dann gibst du sie mir zurück.« Um seine Worte zu bekräftigen, hielt Pierre dem Wächter die Hand hin. Es widerstrebte ihm, dem Zöllner die Folianten zu überlassen, der Inhalt war gefährlich, und der Mann war unberechenbar. Aber was sollte er tun?

Der Wachtposten schlug ein, sein Händedruck war fest und heiß. Pierre trug die Bücher ins Zollhaus, der Zöllner nahm einen Schlüssel von der Wand und öffnete damit das Schloss einer Truhe aus dunklem Eichenholz. Pierre vergewisserte sich, dass das Innere trocken und sauber war, dann legte er die Bücher hinein. Nachdem der Zöllner die Truhe wieder verschlossen hatte, traten sie ins Freie. Pierre setzte einen Fuß in den Steigbügel und schwang sich in den Sattel.

Der Wächter starrte ihn von unten herauf an. »Bücher! Ihr Kreuzfahrer seid seltsame Kerle. Wenn ihr überhaupt aus Jerusalem zurückkehrt, dann habt ihr entweder eure Gliedmaßen oder euren Verstand verloren. Deine Arme und Beine sind vollständig, also muss es bei dir wohl der Verstand sein.«

Wäre der Mann Pierre, einem Nobilis, vor sieben Jahren mit diesen Worten begegnet, hätte er ihn dafür geprügelt. Jetzt rang er sich ein Lächeln ab. »Lässt du mich in die Stadt hinein?«

Der Wachtposten nickte. »Aber vergiss unsere Abmachung nicht. Du musst dich ausweisen, sonst bekommst du die Bücher nicht zurück.«

Sanft drückte Pierre seinem Hengst die Fersen in die Flanken. »Vorwärts, Bouffon.«

Ein kehliges Lachen ertönte hinter ihm. »Du nennst dein Pferd ›Narr‹? Dann liegt die Sache klar: wie der Herr, so's Gescherr.«

Pierre ließ Bouffon das Tor passieren. Der Weg in die Stadt war frei, die Hufe des Hengstes trommelten wie im Triumph auf den Holzbohlen der Brücke.

Kapitel 2



Paris, Île de la Cité

Paris begrüßte Pierre mit Lärm. Markthöker und Weinschreier hatten ihre Stände an einer Seite der Brücke aufgebaut und priesen ihre Waren an. Auf dem Petit Pont herrschte das geschäftige Treiben des späten Nachmittags. Ein Brotwagen war dicht umlagert, zwei Frauen trugen Waschkörbe auf der Hüfte und schwatzten, während ein Mann und ein Junge versuchten, einen Ochsen dazu zu bewegen, die Brücke zu überqueren. Das Tier weigerte sich, wohl aus Angst vor der Höhe und dem darunter strömenden Fluss, der Seine, der Lebensader der Stadt. So weit das Auge reichte, säumten flache Kähne aus Tannenholz die Ufer. Arbeiter beluden sie mit Fellen und Fässern, um die Waren an die Küste zu bringen. Dort wurden die Schiffe entladen, auseinandergelassen, das Holz wurde verkauft, und anschließend kehrten die Schiffer zu Fuß nach Paris zurück.

Jenseits der Brücke erreichte Pierre die Île de la Cité, die vom Fluss umschlossene Keimzelle der Stadt. Hier schlug das Herz von Paris, hier mischte sich das einfache Volk mit den reichen Leuten, die Jungen mit den Alten, die Lüsternen mit den Keuschen, die Priester mit den Kriegern.

Pierre lenkte Bouffon vorbei an einer in Brokat gekleideten Frau mit weit ausrasierter Stirn, die an einem Beinschinken roch, den ihr ein Metzger hinhielt. Ein Fischhändler versuchte mit leichtem Schütteln der Hände, einen toten Fisch als lebenden zu verkaufen. Ein schmutziger Junge mit strähnigem Haar wurde dabei erwischt, wie er versuchte, Süßkuchen von der Auslage eines Bäckers zu stibitzen. Pierre schloss die Augen. Er roch den Schweiß der Menschen, das Leder der Sattler, das Erz der Schmiede und die Duftwässer der Damen.

Nichts hatte sich verändert.

Die Straßen auf der Insel waren gepflastert. Pierre saß ab, er wollte die Stadt unter seinen Füßen spüren. Außerdem hatte Bouffon ihn lange genug getragen. Während er den Hengst Richtung Nordstadt führte, stieg mit einem Mal ein Gefühl des Befremdens in ihm auf. Er sah sich um.

Es hatte sich doch etwas verändert.

Die Kirche Saint-Étienne war verschwunden.

Das Gotteshaus war der Heiligen Jungfrau Maria geweiht gewesen, massiv und breit, ein Bollwerk des Glaubens und ebenso unerschütterlich, jedenfalls hatte Pierre das geglaubt. Der dicke Glockenturm war nicht besonders hoch gewesen, aber wenn die Bronzeglocke geschlagen hatte, war der Ton in jedes Haus gedrungen. Pierre war mit ihrem Läuten aufgewachsen.

Bouffon hinter sich herziehend, lief er dorthin, wo die Kirche gestanden hatte. War sie niedergebrannt? Bevor Pierre einen Passanten fragen konnte, sah er es selbst: Nicht nur Saint-Étienne, auch die umliegenden Bauten

waren fort, abgebrannt, wie die verkohlten Stellen im Erdreich verrieten. Hier und da ragten rußige Stümpfe aus dem Boden hervor.

Der Platz war jedoch keineswegs leer. Wo Pierre früher durch das eisenbeschlagene Portal der Kirche zur Messe gegangen war, standen Schuppen, Zelte und Hütten, windschiefe Werkstätten. Dazwischen liefen Männer in Kitteln umher, an die hundert mussten es sein, sie zogen mit Steinen beladene Karren, beilten Baumstämme, riefen, sägten und sangen. Die Erde war aufgerissen, der Schlamm war mit Bohlenwegen ausgelegt, und Gräben waren in den Boden getieft.

Vor ihm lag eine Baustelle.

In einiger Entfernung konnte er Mauern erkennen, deren frisch gesägter Kalkstein leuchtete. Er kniff die Augen zusammen, als die Sonne durch die Wolken brach und die Wände zum Strahlen brachte. Die Mauern beschrieben eine Rundung von beträchtlichem Ausmaß, ein großes Handelsschiff hätte da hineingepasst.

Pierre wischte sich über die Augen und trat näher. Zwischen den Werkstätten kreischten Steinsägen, Holzsägen fauchten und Meißel klirrten. Er hielt einen Arbeiter an, der einen Leinensack über der Schulter trug.

»Guter Mann, was geht hier vor?«

Der Sackträger blieb stehen. Unter dem Staub auf seinem Gesicht war ein junger Bursche mit Flaum auf der Oberlippe zu erkennen. »Bischof Sully lässt eine Kathedrale errichten. Notre-Dame, unserer Gottesmutter Maria zu Ehren. Sie soll die schönste Kirche der Welt werden.« Seine Augen funkelten, und Stolz sprach aus seiner Stimme.

»Eine Kathedrale ...«, wiederholte Pierre.

Der Bursche ließ den Sack von der Schulter gleiten und deutete mit ausgestrecktem Arm auf die Gräben. »Da kommen die Fundamente hin. Wenn du ein Vogel wärst, könntest du aus der Luft die zukünftigen Umrisse des Bauwerks erkennen.«

An den Rändern der Schächte waren Arbeiter damit beschäftigt, Steine an Kränen in die Tiefe zu lassen.

»Die Steine für die Grundmauern sind die alten Sandsteinblöcke von Saint-Étienne«, erklärte der Bursche eifrig. »Ein Jahr haben wir gebraucht, um die alte Kirche abzutragen. Auf ihren Steinen wird die neue Kirche ruhen.«

Demnach war das alte Gotteshaus nicht durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Und die umliegenden Häuser hatte man wohl absichtlich niedergebrannt, um Platz für die neue Kathedrale zu schaffen. Von so etwas hatte Pierre noch nie gehört, und er war immerhin um die halbe Welt gereist.

»Hier vorne wird einmal das Portal sein«, fuhr der Arbeiter fort, »dort kommen die Seitenwände hin, und da hinten, wo die Mauern schon zu sehen sind, der Chor. Er soll zuerst fertig werden, damit Bischof Sully noch zu Lebzeiten die Messe darin feiern kann.«

Der Grundriss des Gebäudes raubte Pierre den Atem. Die Hand eines Riesen schien ihn in den Boden der Île gegraben zu haben, und wenn Länge und Breite des Bauwerks schon so immens waren ...

»Wie hoch soll die Kathedrale werden?«, fragte er.

»Mehr als zweihundert Fuß. Die Türme werden beinahe bis zum Himmel reichen!« Der junge Bursche lachte wie

ein Gaukler, der sein Publikum mit einem spektakulären Trick in Staunen versetzt.

»He, Jaufré!«, rief jemand mit der Stimme eines Stiers. Sie gehörte einem Mann, der neben einem Haufen Steine stand und eine Spitzhacke in Händen hielt. Er hatte die vierzig überschritten, trug braune Beinlinge, aber keine Tunika, sein dicht behaarter Oberkörper war, obwohl die Temperatur an diesem Frühlingstag nicht dazu einlud, nur von einer Lederschürze bedeckt, die er im Nacken und um die Taille zusammengebunden hatte. Sein Haar war kurz geschoren und grau vom Staub oder Alter. Ein gestutzter Vollbart bedeckte die untere Hälfte seines Gesichts. »Zurück an die Arbeit, du Taugenichts. Wenn du den Sand nicht auf die Gerüste gestreut hast, bevor es wieder regnet, werden sie rutschig. Willst du dafür verantwortlich sein, wenn jemand hinunterstürzt?«

»Nein, Meister Montreuil.« Unter dem Schmutz auf seinem Gesicht schien der junge Bursche noch blasser zu werden. Hastig schulterte er seine Last und wandte sich den Mauern zu.

»*Plus rapide*«, rief der Meister und hob drohend eine Hand zum Schlag, »sonst mach ich dir Beine.«

Jaufré eilte davon.

»Gott grüße dich«, rief Pierre dem Bärtigen zu. »Bist du der Baumeister hier?«

»Der Handwerksmeister«, antwortete der Angesprochene und wandte sich zum Gehen.

»Warum wurde die alte Kirche abgetragen?«

Der Mann ging weiter.

Pierres Neugier war entfacht. »Wer hat diesen Bau geplant?«, rief er ihm hinterher. »Woher kommt das Geld?«

»Das musst du den Bischof fragen«, rief der Handwerksmeister über die Schulter und machte sich säbelbeinig davon, mit vorgeschobenen Schultern und gesenktem Kopf, ein Soldat, der in die Schlacht zieht.

Ein Schrei zerriss die Luft.

»Zu Hilfe!«, rief jemand. »Er ist abgestürzt«, ein anderer.

Meister Montreuil rannte los. Pierre ließ Bouffons Zügel fallen und folgte ihm. An einem der Gräben bildete sich eine Mensentraube. Die Leute versperrten den Weg. Schimpfend bahnte sich Montreuil mit seinen schinkengroßen Händen eine Bresche. Pierre folgte dichtauf.

Der Handwerksmeister stützte beide Hände auf die Knie und beugte sich über den Graben für die Fundamente. »Verflucht, Jaufré! Was bist du nur für ein Idiot!«

Pierre lehnte sich so weit vor, dass er einen Blick nach unten werfen konnte. Die Ausschachtung war etwa fünfzehn Fuß tief und an den Seitenwänden mit Brettern verschalt. Der untere Teil war schon bis auf Kniehöhe ausgemauert. Zwischen Steinen, Fässern, Seilen und Werkzeugen lag Jaufré, neben ihm der Sack, den er auf dem Rücken getragen hatte. Das Leinen war aufgeplatzt, der Sand verstreut. Jaufré wand sich, sein Mund war aufgerissen, aber kein Laut drang daraus hervor. Stattdessen hielt sich der junge Mann mit beiden Händen den Hals.

»*Mon dieu!*«, rief jemand. »Er stirbt!«

Montreuil schickte sich an, eine Leiter hinabzusteigen, doch Pierre kam ihm zuvor. Er packte die Streben rechts

und links und ließ sich hinabrutschen, ohne die Sprossen zu berühren. Jeder Augenblick zählte.

Vor Jaufré ging er auf die Knie. Die Augen des jungen Mannes waren blutunterlaufen und traten hervor. In seinem verzweifelten Versuch, Luft zu bekommen, hatte er die Zunge herausgestreckt, sie war geschwollen und lief blau an. Hinter sich hörte Pierre, wie andere in die Grube hinabstiegen.

»*Un couteau*«, rief er, »hat jemand ein Messer?« Er streckte eine Hand aus, während er versuchte, Jaufrés Finger von dessen Kehle zu lösen. »Lass los, mein Junge.«

Pierre war bemüht, so ruhig wie möglich zu sprechen. Jaufré schien ihn nicht zu hören. Seine Augäpfel rollten in den Höhlen. Er krächzte.

»Hier«, rief jemand. Pierre spürte einen Holzgriff in der Hand. Das Messer war viel zu groß, das Werkzeug eines Handwerkers, aber es sah scharf aus. Unter normalen Umständen hätte er die Klinge erst über einem Feuer gereinigt, aber das hier waren keine normalen Umstände. Jaufré rang mit dem Tod. Pierre wischte das Messer an seinem Wams ab.

»Haltet ihm die Hände fest!«, befahl er. Zwei Arbeiter knieten sich neben Jaufré und packten seine Handgelenke. Jetzt lag der Hals frei. Er sah deformiert aus, der Kehlkopf war nicht zu sehen. Pierre setzte das Messer an Jaufrés Hals.

Im nächsten Moment wurde sein Arm zurückgerissen.

»Aufhören!«, rief Montreuil. »Was tust du da?«

Pierre versuchte, sich aus dem Griff zu befreien, aber die

Finger des Handwerksmeisters mangelten seine Hand, so dass er das Messer fallen ließ.

»Ich lasse nicht zu, dass du meinen Jungen tötetest. Seine Qual mag schrecklich sein, aber wenn ihn jemand davon erlöst, dann bin ich das.«

»Halt den Mund!«, fuhr Pierre Montreuil an. »Ich versuche ja nur, ihm zu helfen.« Er warf einen besorgten Blick auf den Verletzten. Jaufré rührte sich nicht mehr, seine Augen waren geschlossen.

»Er ist tot«, stöhnte Montreuil.

Pierre riss sich los. »Dann ist es doch egal, was ich mit ihm anstelle.« So schnell er konnte, griff er nach dem Messer, setzte die Klinge an Jaufrés Hals und drückte, bis er auf Widerstand traf. Das musste der Knorpel der Luftröhre sein. Er schnitt sie auf. Etwas Blut drang hervor und lief an Jaufrés Hals herab.

Die aufgeregten Stimmen verstummten. Die Stille des Entsetzens füllte den Graben. Mittendrin war ein Röcheln zu hören, als Jaufré begann, durch die aufgeschnittene Luftröhre zu atmen. Sein Brustkorb hob und senkte sich.

»Er lebt!«, rief Montreuil.

»Wir müssen den Zugang offen halten«, sagte Pierre. »Ich brauche etwas, das ich in die Wunde stecken kann, etwas Hohles, damit er Luft bekommt.« Pierre spreizte den Schnitt, der Atem des jungen Mannes strich warm über seine Finger.

»Stroh!« Einer der Arbeiter hielt Pierre ein Bündel Halme entgegen.

Pierre schüttelte den Kopf. »Nicht stabil genug, außerdem könnten Teile davon in seinen Körper gelangen.« Er

versuchte, sich daran zu erinnern, was er auf der Baustelle gesehen hatte. Gab es dort etwas, das Jaufré retten konnte?

»Würde das hier funktionieren?«, fragte Montreuil neben ihm und hielt ihm ein kleines HolZRöhrchen entgegen. Erst auf den zweiten Blick erkannte Pierre, dass es sich um eine Flöte handelte. Sie war kaum größer als ein Finger und wies vier Löcher auf. Nicht ganz das, was er sich vorgestellt hatte, aber sie war zu gebrauchen.

»Schieb sie ihm langsam in den Hals«, sagte Pierre. »Ich dehne den Schnitt.«

»Ich?« Montreuil zögerte, dann gab er sich einen Ruck, setzte das Mundstück der Flöte an Jaufrés Kehle und schob sie behutsam hinein. Im nächsten Moment kam ein Pfeifen aus dem Instrument, als Jaufrés Lunge weiterarbeitete.

»Der pfeift ja auf dem letzten Loch«, rief einer der Arbeiter, leises Gelächter folgte. Das Pfeifen ging weiter – solange es zu hören war, lebte Jaufré.

Pierre hielt die Konstruktion am Hals des Jungen fest. »Wir müssen ihn verbinden, damit wir ihn nach Hause bringen können. Weiß jemand, wo er wohnt?«

»Er lebt mit fünf anderen in einem Zelt hinter der Baustelle«, sagte Montreuil.

Pierre schüttelte den Kopf. »Er braucht Ruhe und muss versorgt werden. Kann sich jemand um ihn kümmern?«

»Nicht hier auf der Baustelle«, sagte Montreuil. »Das Beste wird sein, wir bringen ihn ins Hospital, ins Hôtel-Dieu. Das liegt nur einen Steinwurf entfernt.«

Kapitel 3



Paris, Hôtel-Dieu

Jedes Mal, wenn Madeleine den Krankensaal betrat, verschlug ihr der Gestank den Atem. Seit einem Jahr war sie Novizin im Hôtel-Dieu, aber an die Ausdünstungen der Leidenden und Kranken hatte sie sich bisher nicht gewöhnt. Der Geruch brandiger Wunden, der Mief der Exkreme und der faulige Atem der Magenkranken umwaberten sie. Um sich abzulenken, dachte Madeleine an die Schmiede ihres Vaters, deren Gerüche sie geliebt hatte: den harzigen Rauch des Feuers, den Duft von brennender Holzkohle, von geschmolzenem Erz und Leder. Noch immer meinte sie, das Klingen des Hammers zu hören, das Ächzen ihres Vaters bei der Arbeit, das Knistern in ihren Haaren, wenn Funken hineinfliegen und wie Leuchtkäfer in der Luft tanzten. Wie sie ihr Zuhause vermisste!

Im Hospital gab es nur Leid und Not: das Leid der Siechen und die Not der Novizin, die nicht wusste, wie sie all die Armen, Hilflosen, Kranken und Sterbenden im Hospital pflegen, füttern und trösten sollte. Aber das war das Los der Schwestern im Hôtel-Dieu, die nach den Lehren des heiligen Augustinus lebten. Es war so wenig Zeit, es gab so viel zu tun.

Madeleine ging durch den Saal, gemessenen Schrittes, so hatte es ihr Schwester Béatrice eingebläut, indem sie ihr jedes Mal mit dem Stock auf die Knie geschlagen hatte, wenn die Novizin in Eile losgelaufen war.

»Wie soll ich denn all die Menschen versorgen«, hatte sie unter Tränen protestiert, »wenn ich wie eine Schnecke von einem zum anderen krieche?«

Ihr Widerspruch hatte weitere Schläge zur Folge gehabt und zusätzlich einen Tag Essensentzug. Zu fasten war ihr allerdings nicht schwergefallen, denn der Buchweizenbrei, den die Frauen zu essen bekamen, erinnerte Madeleine an die schmierigen Abfälle aus dem Krankenhaus, die sie täglich eimerweise in die Seine kippen musste.

An diesem Nachmittag, kurz vor der Vesper, wäre sie trotz aller Verbote und Strafen am liebsten gerannt, statt einen Fuß mit Bedacht vor den anderen zu setzen. Das Tablett mit dem altbackenen Brot und der Käserinde trug sie vor sich her. Der Holzimer mit dem Schwamm für die Waschung baumelte an ihrem Arm.

Aber diesmal schwappte kein Wasser darin.

Stattdessen klapperte etwas.

Sie hielt den Atem an, als sie das Krankenlager von Baudouin und Thibault erreichte. Die beiden Männer lagen, wie alle Patienten aus dem einfachen Volk, auf einem gemeinsamen Strohsack. Die Ränder ihrer Bettkiste waren mit Holzpflocken gesichert, damit sich die Kranken im Schlaf nicht gegenseitig aus dem Bett drängten.

Thibault war ein alter Mann, der in den letzten Zügen lag. Er hatte kaum noch Haare auf seinem altersfleckigen